

Literatur-Rundschau

Christian Klenk: Ein deutscher Papst wird Medienstar. Benedikt XVI. und der Kölner Weltjugendtag in der Presse. Berlin: Lit Verlag 2008 (=Religion – Medien – Kommunikation, Band 4), 244 Seiten, 19,90 Euro.

Der Weltjugendtag im August 2005 in Köln hat Anlass zu einer Vielzahl von theologischen, soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Forschungsarbeiten gegeben. Nur wenige Monate nachdem das von der DFG geförderte „Forschungskonsortium Weltjugendtag“ seine Ergebnisse in Buchform vorlegte, hat nun Christian Klenk seine 2006 an der Universität Eichstätt entstandene Abschlussarbeit veröffentlicht. In seiner kommunikationswissenschaftlichen Studie untersucht er mit dem Instrument der Inhaltsanalyse die deutsche Presseberichterstattung zum Weltjugendtag und beabsichtigt aufzuzeigen, „was den Weltjugendtag überhaupt erst zum Medienereignis machte, wie sich das Thema in den Medien entwickelte, welche inhaltlichen Aspekte im Mittelpunkt der Berichterstattung standen und welche Urteile über den Weltjugendtag, den Papst oder Aspekte des Glaubens gefällt wurden“ (S. 14).

Der Autor gibt zunächst einen ausführlichen Überblick über das ambivalente Verhältnis von Kirche und Medien. Historisch wird dies unter anderem an den wechselnden Einstellungen der Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts zur Presse festgemacht – allerdings ohne die implizite Verurteilung der Pressefreiheit durch Pius IX. im Syllabus

Errorum (1864) und die Etablierung kircheneigener Presseorgane, wie „La Civiltà Cattolica“ (1850) und „L'Osservatore Romano“ (1861), zu erwähnen. Päpste waren und sind bis heute eben immer zugleich Medienkritiker wie Medienproduzenten. Klenk stellt allerdings zutreffend fest, dass die römischen Pontifices nicht erst seit Johannes Paul II. intensive Nutzer der massenmedialen Möglichkeiten waren. Den Wendepunkt stellte das Pontifikat Pius' XII. dar, der die Medien als „Geschenke Gottes“ offensiv für seine Zwecke nutzte, sie aber nicht immer zu beherrschen wusste. Dieser Wandel im Verhältnis der katholischen Kirche zu den Medien manifestierte sich im Konzilsdekret *Inter mirifica* (1963) und in der vom II. Vatikanum angestoßenen Pastoralinstruktion *Communio et Progressio* (1971), die Klenk beide entsprechend ausführlich bespricht.

Mit Blick auf die einschlägige Forschungsliteratur konstatiert der Autor eine Unterrepräsentation kirchlicher Themen in der zeitgenössischen deutschen Presselandschaft. Die verstärkte Medienaufmerksamkeit für die katholische Kirche im Jahr 2005 war vor allem den Ereignissen Papstwechsel und Weltjugendtag geschuldet und hatte keine nachhaltigen bzw. anhaltenden Wirkungen. Der Nachrichtenwert der Kirche liegt eben vor allem in ihrem Personal, den Bischöfen und Kardinälen, deren pointierte Stellungnahmen zu politischen Fragen gerade in letzter Zeit Gegenstand medialer Berichterstattung waren (Mixa, Meisner), aber insbe-

sondere im Kirchenoberhaupt und seinen Auftritten. Klenk macht folgerichtig in den Schlagworten „Politisierung, Personalisierung und Eventisierung“ (S. 71) die wichtigsten Nachrichtenfaktoren der Kirche für die Massenmedien aus.

Als eines der bedeutsamsten kirchlichen Events hat sich seit 1984 der Weltjugendtag etabliert. Ein Überblick zu dessen Entwicklung und Struktur Faktoren sowie zum Programm des Kölner Weltjugendtages geht der eigentlichen Analyse voran. Da ein Event wie der Weltjugendtag „ohne die Medien nicht vorstellbar“ (S. 73) ist, widmet sich Klenk insbesondere den Aspekten seiner Medialisierung.

Für die im Zentrum der Arbeit stehende Inhaltsanalyse der deutschen Presseberichterstattung zum Weltjugendtag in Köln wurden 885 Artikel aus vier überregionalen deutschen Tageszeitungen („Süddeutsche Zeitung“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Die Welt“, „taz“), aus drei Lokalblättern des Stuttgarter Raums („Stuttgarter Zeitung“, „Stuttgarter Nachrichten“, „Cannstatter Zeitung“), vier wöchentliche Publikationen („Spiegel“, „Focus“, „Zeit“, „Rheinischer Merkur“) sowie aus dem Boulevardblatt „Bild“ im gesamten Monat August 2005 ausgewertet.

Die allgemein gehaltene Ausgangsfrage „Wie wurde in ausgewählten Zeitungen über den Weltjugendtag und den Papstbesuch berichtet?“ übersetzt der Autor in 16 forschungsleitende Hypothesen, die sich auf die Publizität, auf Themen und Akteure, auf Bewertungen und auf die Bebilderungen der einzelnen Artikel beziehen. Ergänzt wird die Artikelauswahl durch fünf Experteninterviews, die der Autor mit Journalisten und Organisatoren,

darunter auch dem Pressesprecher der Weltjugendtags GmbH, geführt hat. Aussagen aus den Interviews, die im Anhang im Wortlaut wiedergegeben sind, fließen immer wieder in die Analyse ein.

Es wäre müßig, aus der Fülle der zusammengetragenen quantitativen Daten auch nur einige hier wiederzugeben. Ihre Ergebnisse werden in mehr als zwei Dutzend meist übersichtlichen und grafisch ansprechenden Tabellen und Abbildungen visualisiert. Interessanter sind die Ergebnisse der eher qualitativen Auswertung der wertenden Aussagen in den Artikeln. Klenk bestätigt zwar insgesamt mit seiner Arbeit die schon kurz nach dem Weltjugendtag von den Veranstaltern geäußerte Ansicht, wonach der Ton der Berichterstattung „außerordentlich positiv“ gewesen sei. Lediglich die „üblichen Verdächtigen“ „taz“ und „Spiegel“ weichen signifikant von dieser Tendenz ab.

Es gelingt dem Autor aber mit seiner umfassenden Analyse, zahlreiche interessante Einzelaspekte der deutschen Presseberichterstattung zu eruieren. So war der Besuch Benedikts XVI. zwar ein wichtiges, aber nicht das dominierende Thema der ausgewerteten Artikel. Auch die Untersuchung der entsprechenden Bebilderungen zeigt, dass die jugendlichen Pilger häufiger das zentrale Fotomotiv waren als der Papst – obgleich er es auf die meisten Titelseiten schaffte. Ein Vergleich der wertenden Aussagen über Benedikt XVI. und Johannes Paul II. ergibt, dass der verstorbene Papst positiver beurteilt wurde als sein Nachfolger. Wenngleich einige dieser Ergebnisse der systematischen Inhaltsanalyse nicht unbedingt überraschend sind, so finden sie in dieser Studie ihren empiri-

schen Nachweis. Auch die seit einiger Zeit beobachtbare weitgehend unkritische Papstberichterstattung der „Bild“-Zeitung wird durch Klenk bestätigt, der über 90 Prozent positive Aussagen zu Benedikt XVI. in dem Boulevardblatt konstatiert.

Sicherlich ist es dem Verlagsmarketing geschuldet, dass der Buchtitel „Ein deutscher Papst wird Medienstar“ vielversprechend suggeriert, hier würde der Wandel Ratzingers zum Medienpapst an seinem gesamten bisherigen Pontifikat nachgezeichnet. „Der Weltjugendtag im Spiegelbild der Presse“ als Titel, wie ihn der Autor selbst vorschlägt (S. 15), wäre ehrlicher gewesen. Leider hat eine quantitative Untersuchung auch immer den Nachteil, dass sie alle Artikel fließbandartig in einem Codebuch verarbeitet, ohne deren Qualität, ohne ihre Argumentationsschwäche oder ihre Aussagekraft angemessen berücksichtigen zu können. Ein Manko, das der Autor durch die manchmal zu großzügige Zitation von Zeitungs- bzw. Interviewaussagen zu beheben sucht. Zudem sind einige Fehler inhaltlicher, etwa falsche Pontifikatsdaten für Leo XIII. (S. 29) und Pius XII. (S. 30), und formaler Art, u. a. fehlende Zahlenangaben bei Tortendiagrammen (S. 127 und 140), sowie stilistische Schwächen, z. B. der Pleonasmus „jüdische Synagoge“ (S. 120) und der Anglizismus „angefietschert“ (S. 117), zu konstatieren.

Trotz dieser kritischen Anmerkungen bleibt abschließend festzuhalten, dass Klenk mit seiner materialreichen Untersuchung eine profunde Studie zur Presseberichterstattung über den Weltjugendtag in Köln vorgelegt hat, die über dieses Einzelereignis hinaus grundlegende Erkenntnisse über

das Wechselverhältnis von Kirche und Massenmedien liefert. Die Stärke der Studie ist ihre umfassende kommunikationswissenschaftliche Analyse und ihr Verständnis des Weltjugendtages als „Instrument interner und externer Public Relations“ (S. 74).

Wünschenswert wäre es, wenn die zahlreichen deutschen Weltjugendtagsforscher ihren Forschungsgegenstand nun nicht aus den Augen verlieren würden, sondern ihre Ergebnisse kontinuierlich überprüfen und sie in eine längerfristige Perspektive einbetten würden – die nächste Gelegenheit dazu bietet der kommende Weltjugendtag im Juli in Sydney.

René Schlott, Gießen

Manfred Lütz: Gott – eine kleine Geschichte des Größten. München: Pattloch Verlag 2007, 296 Seiten, 19,95 Euro.

Hier hat ein Bestsellerautor ein gefährlich gutes Buch geschrieben, das zurzeit in der öffentlichen Debatte einen vorderen Diskussionsplatz einnimmt. Es liest sich spannend. Die Sprache ist locker, leger, trendig, kein Theologenklebstoff, der das Weiterkommen lähmt. Sie trägt auf Flügeln beschwingt durch Natur-, Geistes- und Gotteswissenschaft, durch Jahrhunderte und Kontinente. Erst verhältnismäßig spät beginnt man sich zu fragen: Ist die Argumentation wirklich schlüssig? Kann sie Zweifelnde mit der Gottesfrage im Herzen überzeugen? Warum mutet mir der Verfasser (Arzt, Psychotherapeut, Philosophiekennner und katholischer Theologe), der die Evolution der Schöpfung, auch des geistigen Lebens, aber auch der kirchlichen Dogmen voll bejaht, zu-

letzt wieder die ganze Latte katholische Glaubenssubstanz in nizäisch-konstantinopolischer Sprache zu?

Der fiktive Ausgangspunkt seines „Gesprächs über Gott mit einem gescheiterten, aber nicht überkandidelten Zeitgenossen“ klingt erfrischend: Christen, seid echte Christen, und Atheisten, seid wirklich Atheisten! Sonst kann man keinen Dialog führen. Manche Atheisten leben ja so, als gäbe es Gott irgendwie ein bisschen doch, und viele Gläubige leben oft so, als gäbe es ihn nicht. Aber die Frage nach Gott ist eine auf Leben und Tod, betrifft jeden Menschen in seiner Existenz und viele können sie trotz gegenteiligen Anscheins nicht beantworten: die Psychoanalyse nicht, weil sie zur Ideologie und damit änderungsunfähig geworden ist, C.G. Jung nicht – und auch Viktor E. Frankl umgeht sie, obwohl sein Ja zum Sinn richtig ist. Ludwig Feuerbach begründet mit seinem Gott als Gestaltwerdung unerfüllter Menschenwünsche Atheismus nicht, sondern setzt ihn voraus.

Treffende Beobachtungen nötigen immer wieder Zustimmung ab: dass die Antwort auf die Gottesfrage auch mit gesellschaftlichen Trends zusammenhängt („Der Trend ändert sich, weil jemand sagt, der Trend ändert sich“, S. 36) und dass „Menschen ohne jede Bindung an die Institution Kirche bald auch den Glauben verlieren“ (S. 39). Die Atheisten der Antike seien vor allem Denker gewesen, die das Göttersammelsurium des Olymp verwirrte. In der Renaissance seien der Pantheismus und der „kleine Atheismus“ der Deisten im Trend gelegen, aber deren „Rentnergott“ habe schon Epikur erfunden: einen Schöpfer, der nach getaner Arbeit in Pension gegangen ist.

Bemerkenswert, ein bisschen originell und nachvollziehbar Lütz' Bewertung der mittelalterlichen Kirche: Weit von Gegnerschaft zur Wissenschaft entfernt, habe sie diese als erste Religion ausdrücklich ermuntert und „heidnische“ Denker ohne Berührungsangst übernommen, z. B. Thomas den Aristoteles. Der Kirchenlehrer Albert der Große war der erste Naturwissenschaftler, Papst Benedikt XIV. bewunderte Newton, Clemens VII. war von Kopernikus und seinem heliozentrischen Weltbild angetan, Gregor XIII. zog für seine Kalenderreform selbstverständlich die bedeutendsten Wissenschaftler zu Rate. Und der Fall des Galileo Galilei? „Gigantische Inszenierung eines Mythos“ (S. 121), der Eitelkeit und Provokationslust des (gläubigen) Wissenschaftlers zuzuschreiben.

Der Pfarrerssohn Friedrich Nietzsche machte endlich mit seinem absoluten Atheismus allen Halbheiten ein Ende („Gott ist tot“) – aber eigentlich sei bei ihm „nur der moralische Gott widerlegt“ (S. 62), nicht der Gott des Glaubens, und wenn man ihm folgt, habe man keine Argumente mehr gegen Hitler, Stalin oder Mao oder ihresgleichen. Hier passen natürlich Dostojewski („Wenn es Gott nicht gibt, ist alles erlaubt“) und Max Horkheimer („Warum soll ich gut sein, wenn es keinen Gott gibt?“).

Aber schon ist Lütz – nach der „Agonie des real existierenden Atheismus“ im 19. Jahrhundert – beim „Super-GAU“ der Gottesleugner, der ihnen von Max Planck mit der Quantentheorie zugefügt worden sei: Die Natur werde nicht von deterministischen Gesetzen beherrscht, die es formal nicht gibt, sondern letztlich nur von statistischen Wahrscheinlichkeiten. Schon die Theorie vom

Urknall habe mit der anfanglosen Ewigkeit des Weltalls aufgeräumt. Und dann noch Einsteins Relativitätstheorie, die eine plötzliche Umwandlung von Masse in Energie als möglich erkennt: Lütz erblickt in allen diesen wissenschaftlichen Annahmen eine gewaltige Schützenhilfe für die Kirche und ihre Wunderlehren.

Hier nun schleichen sich ernste Bedenken ein. Kann man wirklich jedes religiöse „Wunder“ problemlos im Weltbild zeitgenössischer Physik unterbringen? Warum stürzt sich die Kirche nicht dankbar auf die ihr gewissermaßen zuarbeitende Evolutionswissenschaft? Sind Sätze wie die Dostojewskis und Horkheimers Beweise oder doch nur Denkanstöße für Gott? Konnte Darwin wirklich nur deshalb zu einem Feindbild des Christentums werden, weil die Protestanten ihr Sola Scriptura-Konzept bedroht sahen? Stimmt es, dass es „den alten Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion nicht mehr gibt“ und militante Atheisten unter den Wissenschaftlern heute „allenfalls vereinzelte skurrile Gestalten“ (S.142) sind? Richard Dawkins („The God Delusion“) wäre dann ja wohl so eine – aber den findet der Autor im ganzen Buch keiner Erwähnung wert.

Mit seiner Wundersicht hat Lütz, so scheint es, selbst gewisse Schwierigkeiten. Sie seien „Zeichen Gottes für die Menschen“ und können auch ohne Naturgesetzwidrigkeit gewirkt werden: Der richtige Wind im rechten Augenblick beim Exodus genügt. Auch dürfe Glaube „nicht auf irrationalen Wunderglauben reduziert werden“ (S.135). Am überzeugendsten ist auch für Lütz das Wunder der gesamten Schöpfung, die Konstruktionsmächtig-

keit eines Grashalms, die die eines modernen Hochhauses gewaltig übersteigt, und dass das Universum „nicht schon morgen ins thermodynamisch Wahrscheinlichste, nämlich ins Chaos, versinkt“ (S.140).

Dass der Autor auch mit der Theodizeefrage (Gott und das Leid, das er zulässt) seine Probleme hat, disqualifiziert ihn sicher nicht. Da bleibt die von ihm sonst mit Recht abgelehnte Allerweltsantwort „Geheimnis“ die wohl allein akzeptable. Warum aber verniedlicht er sie, indem er die diese Frage stellende Aufklärung zum „Opfer ihrer eigenen selbst verschuldeten Verdunkelung“ macht (S.57 und 157) oder unschuldig Leidende damit tröstet, dass der Mensch gewordene Gott „uns dauerhaft von allem Leid erlöst“ (S.234) habe? Beantworten „Freiheit und Autonomie des Menschen“ schlüssig, warum auch ohne Zutun von Menschen Tausende zu unschuldigen Opfern von Katastrophen werden? Wird man leichter Christ, wenn man vernimmt: „Der Glaube bringt die Vernunft zur Vernunft“?

Gewiss: Solche Einwände und Gegenfragen werden ausführlichen Argumentationen des Autors nicht gerecht. Bis zum Schluss folgt man immer wieder mit Genugtuung verführerischen Formulierungen wie: „Der ‚Atheismus‘ der Spießer ist heute das Problem“ (S.271). Gerne argumentiert er auch mit treffsicheren Zitaten: Unser „armseliges Gestammel“ über die Dreifaltigkeit bezeuge einen „Verzicht auf die Annäherung des Bescheidwissens“ (Josef Ratzinger, S.223), aber auch Lütz stammelt recht selbstsicher dazu. An die Kirche kann man glauben(!), „weil dieser Saustall 2000 Jahre nicht untergegangen ist“ (P. Leppich, S.225). Sind die For-

mulierungen nur verführerisch oder auch beweiskräftig? Lässt sich für Hans Klings Weltethos-Projekt nicht mehr sagen, als dass es „höchst ehrenwert“, aber doch, weil realitätsfern, gescheitert sei? Zu Mel Gibsons Brutalfilm „Die Passion des Christus“ fällt ihm (wie zu den movimenti) nur „eindrucksvoll“ ein. Und hat Johannes Paul II. wirklich „Dynamik“ in die Kirche gebracht?

Aus allen diesen Gründen habe ich eingangs das Buch „gefährlich gut“ genannt. Man liest es mit Gewinn, wenn man für Denkanstöße und eine mitreißende Sprache empfänglich ist. Ob durch die Lektüre Atheisten zu Zweiflern, Zweifler zu Gläubigen und Gläubige zu Missionaren werden, darf mit jenem Fragezeichen versehen bleiben, das der Verfasser selbst im letzten Absatz unter sein Werk gesetzt hat.

Hubert Feichtlbauer, Wien

Andrea Weil: Der öffentlichen Meinung entgegengetreten. Erich Schairers publizistische Opposition gegen die Nationalsozialisten 1930-1937. Berlin: Lit Verlag 2007 (=Kommunikationsgeschichte, Band 25), 232 Seiten, 19,90 Euro.

Einen „schöpferischen Rebellen“ nannte 1992 Will Schaber (1905-1996) seinen journalistischen Lehrmeister Erich Schairer (1887-1956). Der wählte 1913 den widerspenstigen schwäbischen politischen Journalisten Christian Friedrich Daniel Schubart (1739-1791) als Thema seiner Tübinger Dissertation. Schairer hatte da bereits eine ansehnliche berufliche Karriere gestartet. Im Jahr zuvor verließ der studierte Theologe den Dienst der evangelischen Landeskirche Württemberg wegen „grundsätzlicher Bibelkritik“.

In Berlin arbeitete Schairer dann zunächst als Sekretär für die liberalen Wortführer Friedrich Naumann und den Orientalisten Ernst Jäckh. 1914/15 war Schairer, der den Journalismus der liberalen Wochenschrift „Die Hilfe“ kennen gelernt hatte, Redakteur in Hamburg. Im Dezember 1917 wurde er Nachfolger von Theodor Heuss (1884-1963), dem er sich nach 1945 entfremdete, als Chefredakteur der „Neckar-Zeitung“ in Heilbronn. Mit dem Verleger zerstritten, gründete Schairer im Januar 1920 nach dem Vorbild von Hellmut von Gerlachs Berliner „Welt am Montag“, die Heilbronner „Sonntags-Zeitung“, deren Redaktionssitz 1923 nach Stuttgart verlegt wurde. Das Blatt sollte gegen die „herrschende Richtung“ stehen, gegen Nationalismus, Kapitalismus und Klerikalismus, wie Schairer am 26. Dezember 1928 betonte.

Die an der Katholischen Universität Eichstätt entstandene Diplomarbeit von Andrea Weil ist in der Reihe der seit 1967 erschienenen Publikationen über Schairer die siebte. Außerdem ist Schairer 2005 im 22. Band der Neuen Deutschen Biographie gewürdigt worden. Die für einen Journalisten ungewöhnliche Resonanz ist Schairers Tochter Agathe Kunze (Jg. 1917) und dem Heilbronner Will Schaber zu verdanken, der seit 1938 im US-Exil leben musste. Schaber volontierte 1923/24 bei der „Sonntags-Zeitung“. Die damals entstandene enge Beziehung mit den Schairers hat Schaber nach dem 2. Weltkrieg weiter gepflegt, so bei gemeinsamen Ferienaufenthalten mit Agathe Kunze in Bad Gleichenberg (Steiermark) während der achtziger Jahre.

Zu den Kuriositäten des Dritten Reiches gehört, dass die „Sonntags-Zeitung“ trotz ihrer auch nach Hit-

lers Installierung als Reichskanzler andauernden Tendenz bis 1937 Artikel von Schairer veröffentlichte. Andrea Weils Verdienst ist es, mit wissenschaftlicher Akribie und Empirie über die zuvor bekannten biografischen Tatsachen hinaus weitere wichtige Erkenntnisse zur journalistischen Arbeit Schairers erschlossen zu haben. Das gilt für die statistischen Angaben zur Verbotskarriere schon seit 1931, zur Verfasserschaft vieler anonymen Beiträge und die erstmalige Berücksichtigung von Material aus dem Bundesarchiv, dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, dem HStA Stuttgart und dem StA Würzburg.

Die Analyse der Beiträge Schairers zwischen 1933 und 1937 ist wertvoll für ein Urteil über journalistische „Camouflage“ unter der Kontrolle von Gestapo und Goebels-Ministerium. Die Autorin vergleicht die vorliegende Literatur und beurteilt Schairers Verhalten differenziert im Lichte der tatsächlichen Möglichkeiten. Sie wahrt Distanz zu nachträglichen Rechtfertigungsversuchen, wie sie Emil Dovifat mit zeitweiligem Erfolg vertrat.

Nachdem Schairer, der das NS-Regime als Weinreisender und zuletzt dienstverpflichtet als Reichsbahn-Gehilfe überlebte, 1945 vergebens versucht hatte, „Die Sonntags-Zeitung“ wieder herauszubringen, leitete er wenige Monate das „Schwäbische Tagblatt“ in Tübingen. Erst die Revision der Lizenzträgerschaft der „Stuttgarter Zeitung“ durch die Amerikaner machte Schairer mit Franz Karl Maier (1910-1984) und Josef Eberle (1901-1986) zum Herausgeber des Blattes. Über 1956 hinaus blieben die Erben Schairers an der „Stuttgarter Zeitung“ mit 25 Prozent beteiligt. Zum 1. Januar

2007 übernahm die Südwestdeutsche Medien-Holding GmbH auch diese Anteile.

Andrea Weils Interviews mit Reinhard Appel (Jg. 1927) und Agathe Kunze vertiefen die Charakteristik des dominanten, gelegentlich jähzornigen, spontanen, zugreifenden und genialen Schairer, der „keine Angst vor Königsthronen“ gezeigt und die eigene Meinung und Unabhängigkeit hochgehalten habe – und nichts vom Zähneputzen hielt. Erich Schairer war ein letzter Vertreter des Persönlichkeitsjournalismus, der nicht erlernbar, sondern Ausdruck individueller Begabung sein sollte. Schairer blieb seinem Grundsatz treu, Partei zu ergreifen auch auf die Gefahr hin, „einmal daneben zu hauen“.

Kurt Koszyk, München

Peter Merseburger: Rudolf Augstein. Biographie. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2007, 560 Seiten, 29,95 Euro.

„Biografien haben Konjunktur“, postuliert das Journal „Literaturen“ in seiner Nr. 12/07 – bezogen auf bekannte Künstler, Sportler oder Politiker. Das gilt – erfreulicherweise – zunehmend auch für die prägenden Journalisten der Republik: Marcel Reich-Ranicki, Henri Nannen oder Margret Boveri kamen in den letzten Jahren zu diesen Ehren; Klaus Harpprecht arbeitet an einem Buch über „Die Gräfin“ Dönhoff. Und dass über den Spiegelgründer und lebenslangen Herausgeber Rudolf Augstein mit Peter Merseburgers Buch nicht die erste, aber wohl für lange Zeit die verbindliche Biografie vorliegt, erscheint nicht verwunderlich. Diese Einschätzung teilen übrigens auch die zahlreichen Re-

zensionen, die in den Wochen nach Erscheinen in allen wichtigen Tages- und Wochenzeitungen erschienen – meist von Brancheninsidern, nicht selten alten Weggefährten, verfasst.

Augstein war, das macht Merseburger noch einmal eindrucksvoll deutlich, eine epochale Figur, eine der publizistischen Gründergestalten Nachkriegsdeutschlands und eine Persönlichkeit, die auch nachfolgenden Generationen Vorbild bleiben kann und sollte. In Peter Merseburger (Jg. 1928), ebenfalls einer der großen Journalisten dieser Generationen, fand Augstein einen erfahrenen Biografen; 2002 holte dieser sich für sein fast tausendseitiges Werk über Willy Brandt (ebenfalls DVA) alle nur denkbare Anerkennung: Journalismus als Geschichtsschreibung – und umgekehrt – vom besten und feinsten. Das ist übrigens bei einem kritischen Rückblick auf den Buchmarkt der vergangenen Jahrzehnte nicht zu übersehen, dass Biografismus eine typisch journalistische Leistung ist – oder doch, was einmal zu untersuchen wäre, dazu geworden ist. Konkurrieren Journalisten dabei mit der Wissenschaft, genauer: den traditionell zu dieser Aufgabe berufenen Historikern?

Im Falle journalistischer Figuren sollte ja wohl die Kommunikationsgeschichte das zuständige Fach sein. In der Tat gehört das biografische Forschen und Darstellen schon immer und bis heute sogar zu den typischen Anfängerübungen und -aufgaben in unserem Fach. Es wäre gewiss lohnend, einmal bibliografisch zu dokumentieren, was da im Laufe der Jahrzehnte an Diplom- und Magisterarbeiten in den Instituten entstanden und – unterausgewertet – in den Biblio-

theken versorgt ist. In Österreich müssen fatalerweise nicht einmal die Dissertationen gedruckt werden, während in Deutschland viele einschlägige Arbeiten immerhin in den diversen Buchreihen aufscheinen und die eine oder andere lesbarere Arbeit es sogar zu „richtigen“ Verlagsehren brachte (wie die bei Sösemann entstandene Dissertation von Heike B. Görtemaker über Margret Boveri, die bei C. H. Beck 2005 in München erschien).

Für beachtliche Einzelwerke und Kontinuitäten sorgten hier z. B. Ursula Koch in München und Walter Hömberg in Eichstätt durch gezielte Magister-/Diplom- und Dissertationsvergabe; auch in Wien hat das Genre Tradition, eingebettet in die Entwicklung und Anwendung kollektivbiografischer Methoden (etwa durch Fritz Hausjell). Verglichen aber mit der Fülle von großen biografischen Werken aus der Schreibstube klassischer und moderner Historiker gilt für unsere Wissenschaft wohl auch heute noch tendenziell der 20 Jahre alte Vorwurf von Norbert Frei (selbst Kommunikations- und Geschichtswissenschaftler) einer nicht akzeptablen „biografischen Blindheit“. Dies ist jedenfalls zutreffend, wenn man dabei an Bücher für eine über die Fachgrenzen hinausreichende Öffentlichkeit denkt.

Auf diese größere Öffentlichkeit zielen Peter Merseburger und sein Verlag naturgemäß von vorneherein. Dabei ist diese Biografie alles andere als ein journalistisch schnell hingeworfenes Produkt wie gängigerweise viele Bücher über oft reichlich periphere Promis. Dieser Autor hat jahrelang gründlich und mit – ja: wissenschaftlicher – Akribie gearbeitet; dafür zeugen nicht nur drei Seiten Literaturverzeich-

nis, sondern auch die Hinweise auf seine zahlreichen archivalischen und sonstigen Quellen sowie die Nutzung der Oral History. Womit er aber diese Ebene handwerklicher Solidität könnerisch übersteigt, das ist seine – ja: journalistische – Darstellungskunst.

Zwar folgt die Dramaturgie dieses Buches auch, wie biografisch üblich, einem chronologischen Prinzip, aber dieses wird überwölbt durch souverän gewählte inhaltliche Schwerpunkte und Deutungen. Dabei gelingt dem Autor gleich mit dem ersten Kapitel ein Glanzstück über die katholische Jugend und (rheinische) Herkunft seines Protagonisten, aus dem viele Bezüge zu den späteren Themen resultieren. Gleiches gilt für die Darstellung der Anfänge des „Spiegels“ (gestartet unter dem Titel „Diese Woche“ in Hannover).

Einen analytischen Höhepunkt des Buches bilden dann die etwa 200 Seiten, in denen Merseburger die publizistische Wirkungsgeschichte dieses für den deutschen Medienmarkt neuen Magazins in der Ära Adenauer schildert, endend mit der „Spiegel“-Affäre, die den damals noch nicht vierzigjährigen Rudolf Augstein zu einer „Figur von nationaler Bedeutung, zum Helden der Pressefreiheit“ avancieren lässt (S. 289). Ganz anders als es sich die machiavellistisch agierenden CDU/CSU-Politiker erträumt hatten, war der „Spiegel“ damit endgültig zu einer wirkungsmächtigen Institution geworden, deren Bedeutung für die deutsche Nachkriegsdemokratie und ihr Gelingen wohl ohne Beispiel ist. Das auch den jüngeren Lesern eindringlich nicht nur darzulegen, sondern (nach)erlebbar zu machen, ist nicht das geringste Verdienst des Autors.

Was dann folgt, ist bisher in der Literatur so nicht deutlich gewesen: Als Augstein 1965 außer Verfolgung gesetzt wird, beginnt eine lange Phase, die im Grunde bis zu seinem Tode am 7. November 2002 dauert, in der eine „wachsende Distanz des Herausgebers zu seinem Blatt“ (S. 289) entsteht.

Psychologisch fast schon feinsinnig zu nennen ist, wie Merseburger in den folgenden Abschnitten das private und das politisch-professionelle Leben von Augstein parallelisiert. Das Stichwort dazu ist der Begriff „Ausbruchsversuche“: mit dem Wechsel seiner Ehefrauen, seinen privaten Affären, dem mehrfachen Anlauf, in die Politik zu gehen, den vielen gescheiterten und oft in letzter Minute fallen gelassenen Plänen für neue Objekte, den wechselnden wirtschaftlichen Kooperationen, den Raufereien mit der selbstbewussten Redaktion und am Ende dem vergeblichen Versuch, seine journalistisch profilierten Kinder Franziska und/oder Jakob Augstein (aus der Verbindung mit Maria Carlsson) wider alle, von ihm selbst einst geschaffene Vertragslage doch noch in das väterliche Erbe einzubinden. Mit erstaunlicher Offenheit folgt der Autor den Wirrungen und dem fast tragisch zu nennenden Altersschicksal des über Jahre alkoholkranken Mannes.

Während das Buch erschien, datierte wieder einmal die Auseinandersetzung über die Zukunft seiner Schöpfung, des „Spiegels“. Dass man viel über dessen politische und gesellschaftliche Außenwirkung erfährt, aber wenig über sein Innenleben, das bleibt der einzige kritische Einwand, den man nach der faszinierten Lektüre formulieren mag. So bleibt weitgehend offen, wie Rudolf Augstein als Verleger, Herausgeber



und Chefredakteur ganz praktisch und in den Jahrzehnten sich wandelnd agiert hat; welche spezifische unternehmerische Findigkeit ihm eigen war; wie er zu seinen Innovationen kam und wie – von den Krisensituationen abgesehen – sein alltägliches Führungsverhalten war. Um das zu erfahren, müssen wohl andere einmal ihre Autobiografien schreiben, die wechselnden Chefredakteure zum Beispiel.

Wem dieser Beruf etwas bedeutet, der muss dieses Buch verschlingen, den erwartet ein „inside report“ über das Land, die Medien und einen Menschen – zusammen ein wahres Epos zur intellektuellen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.

Wolfgang R. Langenbacher, Wien

Rüdiger Funiok: Medienethik. Verantwortung in der Mediengesellschaft. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2007 (=KON-TEXTE, Band 8), 224 Seiten, 25,00 Euro.

Die im Zuge steigender kultureller, ökonomischer und politischer Komplexität zugleich wachsende Unüberschaubarkeit und Verunsicherung verstärkt den Ruf nach klaren Koordinaten, was das Handeln und Sich-Verhalten auf allen Ebenen gesellschaftlichen Seins betrifft. Die Suche nach diesen Koordinaten prägt nicht nur die Diskurse im Raum des Politischen, sondern maßgeblich auch der Wissenschaft. Als disziplinäre, aber auch transdisziplinäre Ethik- und Wertediskussionen haben sie mittlerweile selbst eine Ebene höchster Komplexität erreicht. Systemdifferenzierung verlagert nun einmal schnell auch die Beschäftigung mit dem eher Grundsätzlichen in den subsystemischen Bereich. Die Begründungsbemü-

hungen um eine Ethik, welche die Bereiche der medialen Herstellung von Öffentlichkeit umfasst, sind für diesen Prozess exemplarisch, wie die Vielfalt und Vielzahl entsprechender Publikationen belegt.

Der Münchner Erziehungs- und Kommunikationswissenschaftler Rüdiger Funiok hat nun mit seiner „Medienethik“ benannten Schrift einen Versuch vorgelegt, die oft disparaten Zugänge in diesem Bereich nicht nur zu bündeln, sondern sie unter dem Oberbegriff der Verantwortung weiterzuentwickeln und entsprechend zu integrieren. Dieser Versuch ist gelungen. Und er ist zugleich mehr als das.

Viele Abhandlungen über Ethik, nicht nur in den Medien- und Kommunikationswissenschaften kranken daran, dass der Begriff der Ethik selbst nicht hinreichend geklärt und als in seiner philosophischen Tiefendimension erschlossen und rückgebunden erscheint. Rüdiger Funiok beugt dem bereits mit dem Grundverständnis vor, dass Philosophie und Kommunikationswissenschaft in dieser Frage nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Gerade im Bereich der Ethik, die sich seit Aristoteles als praktische Philosophie versteht, erweist sich Philosophie als die Mutter aller Wissenschaft. Sie gründet und begründet, was dann in diverse Anwendungsfelder hinein weitergedacht werden will.

Der Autor wendet sich der Leitfrage, „wie eine angewandte Ethik im Zusammenspiel von philosophischer Ethik und fachwissenschaftlicher Gegenstandsstrukturierung zu konsensfähigen Normen kommen kann“ (S.9), in sechs Abschnitten zu. Grundlegenden Klärungen über die Beziehung von Ethik und Moral, einer Aufschlüsselung diver-

ser Ethikbegründungen sowie der Vorstellung von Medienethik als bereichsspezifischer Ethik folgt der politisch und rechtlich geschärfte Blick auf eine Ethik der Medienordnung und Medienpolitik. Hier finden auch die unterschiedlichen Formen der Medienkontrolle und Medien-selbstkontrolle den angemessenen Raum.

Was Medienethik aus dem Blickwinkel und dem Interesse von Medienunternehmen heißen könnte, ohne dass ökonomische Rationalität und ethisch begründete Verantwortlichkeit gegeneinander ausgespielt werden, behandelt Kapitel drei. Abschnitt vier thematisiert eine Professionsethik, die sich den Medienschaffenden insgesamt annimmt, vom klassischen Journalismus über die Unterhaltungsproduktion bis hin zu Public Relations, Werbung und Propaganda. Der Großteil der medienethischen Entwürfe verbleibt bei diesem Blick auf die Seite der Produzenten als den vordergründig Hauptverantwortlichen im System medialer Öffentlichkeit.

Der Autor geht einen wichtigen Schritt weiter und skizziert im fünften Abschnitt eine Publikums- und Nutzerethik. Die Prämisse hier: Wenn das aus dem Blickwinkel einer umfassenden Verantwortungsethik als defizitär oder gar verwerflich zu Bezeichnende trotzdem sein goutierendes Publikum findet, zielt eine reine Kritik der Macher und Profiteure selbstredend zu kurz. Jeder mündige Bürger im demokratischen System trägt eine eigene staatsbürgerliche Mitverantwortung für die zivilgesellschaftliche Öffentlichkeit. Verantwortliche Mediennutzung allerdings setzt, so der Medienpädagoge Funiok, eine angemessene Medienkompetenz voraus. Überlegungen zu einer Ethik des Internet

beschließen mit Abschnitt sechs den Band.

Der Verfasser hat mit seiner, nach eigenem Bekunden in vielen Jahren gereiften und nun abgeschlossenen „Medienethik“, eine beeindruckende und überzeugende Abhandlung des Themas vorgelegt. Die weitestgehend erschöpfende Aufarbeitung und Repräsentation der einschlägigen Literatur verbindet er mit einer begrifflichen Arbeit, die von hoher Tiefenschärfe vor allem hinsichtlich der unterschiedlichsten Ethikzugänge gekennzeichnet ist. In diesem Kontext überwindet er weit verbreitete Abgrenzungen, wie etwa die zwischen Personal- und Systemethik und führt sie unter dem Vorzeichen der Verantwortung integral zusammen. Der Begriff der Verantwortung, von Hans Jonas in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts prominent in die Ethikdebatte eingeführt, reichert sich dabei im Fortschreiten der Kapitel kontinuierlich spiralförmig an.

Funioks Menschenbild ist durchweg positiv. Entsprechend setzt er hinsichtlich ethischer Ansprüche auf Erkenntnis, Einsicht und Selbstverantwortung. Das lässt ihn dann auch der Versuchung widerstehen, Rezepte zum angemessenen ethischen Verhalten zu präsentieren. Die „Medienethik“ ist kein Ratgeberbuch, sondern eine, auch sprachlich anspruchsvolle wissenschaftliche Abhandlung, die nie die Handlungsdimension und den konkreten Handlungsbezug vermissen lässt.

Die Schwächen, die in dieser Arbeit stecken, sind verglichen mit dem überaus positiven Gesamteindruck peripher. Sie sollen deshalb nur kurz erwähnt werden. Die ganze Tiefe des philosophisch begründeten Ethik-Verständnisses wird nach Auffassung des Rezensenten

erst deutlich, wenn die großen ethischen Traditionen in Bezug zu ihrer zumeist spirituellen/religiösen Beheimatung gesehen werden. Funiok klammert dies aus.

Im Rahmen des von ihm präsentierten integralen Ansatzes wäre ein Hinweis auf die integrale Philosophie (Ken Wilber) wünschenswert gewesen. In allen Bereichen der Medienethik böte der Bereich der Kriegs-, Krisen- und Konfliktberichterstattung eine tragfähige Plattform zur Reflektion des Verantwortungsgedankens.

Zu guter Letzt schließt dieses Buch mit der Internet-Ethik etwas abrupt. Ein kurzes integrales Resümee hätte diesen Text wohltuend abgerundet. Dies ließe sich in einer zweiten Auflage, zu der es hoffentlich kommt, leicht korrigieren.

„Medienethik“ ist nicht nur, wie der Autor bescheiden anmerkt, für die Zielgruppe Eingangssemester der Philosophie und Kommunikationswissenschaft wichtig und zu empfehlen. Seine inhaltliche Reichweite ist interdisziplinär und berührt das Zentrum aller Sozial- und Geisteswissenschaften. Auch hat es hohe Aussagekraft für jegliche ethischen Diskurse im Bereich der Öffentlichkeitsberufe.

Claus Eurich, Dortmund

Alexander Filipovic: Öffentliche Kommunikation in der Wissensgesellschaft. Sozialethische Analysen. Bielefeld: W. Bertelsmann Verlag 2007 (=Forum Bildungsethik, Band 2), 329 Seiten, 29,90 Euro.

Aus theologischer, pädagogischer oder ethischer Perspektive formulierte Medienkritik nahm lange mit Vorliebe Anstoß daran, dass zu viel Schädliches, mindestens Überflüssi-

ges öffentlich wird. Neuerdings richtet sich der kritische Blick nun auch auf das Zuwenig an medialer Information, auf das Verborgengebliebene und den Ausschluss bestimmter sozialer Gruppen von der öffentlichen Kommunikation. Das bedeutet Fortschritt im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs über die Medien, weil es der enormen Bedeutung des Prinzips Öffentlichkeit, des anzustrebenden Optimums an Transparenz und Unbeschränktheit der gesellschaftlichen Kommunikation für die Selbstregulierungsfähigkeit moderner, hoch komplexer Sozialgebilde gerecht wird.

Die Studie von Alexander Filipovic, die von der Fakultät Katholische Theologie der Otto-Friedrich-Universität Bamberg 2006 als Dissertation angenommen wurde, verschafft der neuen Blickrichtung in der Medienkritik eine sozial-ethisch-philosophische Fundierung. Ihrer Argumentation liegt die These zugrunde, dass der soziale Wandel von der Industrie- zur Wissensgesellschaft nach einer Ethik öffentlicher Kommunikation verlange, „die Wissensvermittlungsprozesse in den Mittelpunkt stellt und dies auf einer normativ grundsätzlichen Ebene als Beteiligungs(gerechtigkeits)problem beobachtet und analysiert“ (S.12). Den empirischen Grund dafür liefert eine Situation, die Niklas Luhmann das nicht gelöste Exklusionsproblem moderner Gesellschaften genannt hat und das sich in Luhmanns Terminologie als ein Zustand manifestiert, in dem der Ausschluss von Akteuren aus einem Funktionssystem, hier der Öffentlichkeit, ihren Ausschluss auch aus anderen Funktionssystemen wie der Politik, der Bildung, der bezahlten Arbeit, der Gesundheitsvorsorge oder der Kultur zur Folge hat.

Konsequenterweise verliert der Begriff des Populären im Kontext dieser Argumentation seine übliche negative Konnotation, weil die Partizipation an publizistischer Wissensvermittlung in Gestalt breiter Aneignung von Medieninhalten durch deren Popularisierung gefördert werden kann. Als Ergebnis seiner Analyse hält der Verfasser fest: „Die Bedeutung der Alltagspublizistik für die Frage nach der sozialen Gerechtigkeit der Wissensgesellschaft liegt in ihrer Funktion, Inklusion in einer gesellschaftlichen Situation zu ermöglichen, in der die kommunikative Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen gleichzeitig schwieriger und notwendiger wird“ (S.283). Besonders produktiv an dieser Argumentation, die gelegentlich wie ein bewusster Kontrast zur elitären Kulturkritik an den Medien erscheint, ist die Übertragung der aus der Politik gewohnten Partizipationsidee auf andere Bereiche des Alltagslebens.

„Beispielsweise kann öffentliche Gesundheitskommunikation (public health communication) als ein Bereich der Gegenwartsgesellschaft beschrieben werden, der sich durch spezifische Beteiligungsanforderungen auszeichnet. Health literacy wird so zur Möglichkeitsbedingung der Beteiligung in einem alltagsrelevanten Bereich. Erziehung, Partnerschaft und Religion bieten sich als weitere Untersuchungsbereiche an“ (S.290). Aus diesem Blickwinkel erweist sich die oft beklagte Entpolitisierung der Medien als Entwicklung, die bisher an der öffentlichen Kommunikation weniger beteiligten Gruppen wie Frauen, Jugendlichen oder Kranken bessere soziale Teilhabemöglichkeiten eröffnet.

Nicht nur wegen seines ungewöhnlich menschenfreundlichen,

im ursprünglichen Sinne demokratischen Inhalts verdient das Buch Beachtung, sondern auch weil sein Autor begriffsgenau und sorgfältig gearbeitet hat und seinen Gedankengängen kulturgeschichtliche Tiefe zu geben versteht.

Ein Rezensent sollte sich freilich nicht scheuen, seine Leser auch auf das hinzuweisen, was sie vom rezensierten Werk nicht erwarten sollten: Auch wenn Filipovic sich am Ende Anschlusskommunikation beispielsweise in Form konkreter medienpolitischer Konzepte wünscht, verlässt seine Argumentation kaum einmal das hohe begrifflich-theoretische Niveau. Das wäre allerdings eine Voraussetzung für eindeutige Konsequenzen, die Journalisten, Medienverantwortliche oder das Publikum in praktische Handlungen umsetzen könnten. Auch gegenüber dem medienkritischen Diskurs scheint es eine Scheu vor unmissverständlichen Worten zu geben. Die elitären Tendenzen der Kritischen Theorie und der sich auf sie berufenden Tradition hätten aus der partizipatorischen Perspektive des Autors eine deutlichere Kritik verdient. So wirkt der Stil seiner Darlegungen wie ein Kontrapunkt zu deren Inhalt.

Vielleicht hängt die vornehme Zurückhaltung auch mit der Wahl der etwas geschraubten systemtheoretischen Begrifflichkeit und deren Praxisferne zusammen. Ist es wirklich notwendig, das Fragwürdige mangelnder Teilhabe an der öffentlichen Kommunikation zu begründen, indem man dieses Defizit als Exklusion von einem Funktionssystem beschreibt, die die Exklusion von anderen Funktionssystemen nach sich zieht? Genügt es nicht festzuhalten, dass jeder Mensch in einer hoch komplexen Gesellschaft,

der sein Leben auf der Höhe der kulturell verfügbaren Möglichkeiten gestalten will, auf umfassende und zutreffende Information durch Medien angewiesen ist?

Horst Pöttker, Dortmund

Michael Schramm: *Der unterhaltsame Gott. Theologie populärer Filme*. Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh 2008, 168 Seiten, 22,90 Euro.

Das Thema „Religion und Film“ findet in den letzten Jahren ein vermehrtes Interesse sowohl bei Theologen als auch bei Kulturwissenschaftlern. Dabei lassen sich zwei Herangehensweisen unterscheiden: Zum einen eine qualitative Filmanalyse, die nach der Einbettung religiöser Motive in Filmproduktionen fragt und diese aus der Sicht des Theologen bewerten. Einen kleineren Teil des Interesses zieht die kirchliche Filmarbeit auf sich. Hier geht es primär um organisationsgeschichtliche, aber auch kulturhistorische Fragen.

Der Stuttgarter katholische Theologe Michael Schramm schlägt einen anderen Weg ein: Ihm geht es weniger um eine qualitative Analyse einzelner Filme oder um kirchliche Reaktionen auf diese, vielmehr nimmt er populäre Filmproduktionen zum Anlass, um fundamentale Fragen der Theologie zu diskutieren. Seine Ausgangsprämisse: Filme sind von vornherein dazu gezwungen, ihren Stoff unterhaltsam zu präsentieren. Diese Unterhaltsamkeit werde sich auf die theologische Abhandlung übertragen.

Auch bei der Frage der Filmauswahl unterscheidet sich der Verfasser von der Mehrheit der jüngst erschienenen Werke zur Thematik Religion und Film. Sein Interesse

gilt nicht denjenigen Filmen, die eine untergründige Thematisierung von religiösen Fragen oder Motiven aufweisen, er sucht vielmehr nach kommerziellen Kino- (bzw. Fernseh-)erfolgen, „in denen religiöse Themen mehr oder weniger von zentraler Bedeutung sind“ (S.13).

Deutlich grenzt sich Schramm von anderen Autoren ab, indem er kritisiert, dass es zunehmend in Mode gerate, implizite Religion in Hollywood-Blockbuster „hinein zu geheimnissen“ (S.10), sie quasi selbst zu fabrizieren, ohne dass sie von den Machern so intendiert sei oder beim Publikum so ankomme. Als Beispiel führt er an, „dass vermutlich kein normaler Kinobesucher“ auf die Idee käme, den Kinofilm „Titanic“ wegen des Satzes „Gott selbst könnte dieses Schiff nicht versenken“ als Allegorie auf den Turmbau zu Babel zu verstehen.

Dieser Abgrenzung folgend wählt Schramm die für ihn relevanten Filme aus dem Fundus zeitgenössischer Klassiker aus, die eine explizite Auseinandersetzung mit religiösen Themen oder Narrativen aufweisen, wie die „Star Wars“-Reihe, Peter Jacksons „Herr der Ringe“-Trilogie oder die „Matrix“-Filme der Brüder Wachowsky. Die einzelnen Filme werden als Stichwortgeber für die theologische Diskussion herangezogen, um diese unterhaltsam einzuleiten. So widmen sich die elf Kapitel des Buches grundlegenden theologischen Fragestellungen, wie der Frage nach der Existenz und dem Wesen Gottes, der Diskussion um die historische Beweisbarkeit des Wirkens Jesu, den Unterschieden zwischen Religion und Magie, dem Leben nach dem Tod oder der Theodizeefrage.

Der Verfasser ist in seinen Ausführungen stets um Übersichtlich-

keit bemüht: Verschiedene Schriftgrößen, die die Filminhalte von den theologischen Diskussionen absetzen, vielerlei Spiegelstriche oder Nummerierungen der einzelnen Argumente prägen das Layout. Häufig hat diese Vorgehensweise aber zur Folge, dass einzelne Punkte nur stichwortartig aufgeführt werden. So geraten manche seiner Formulierungen nicht zuletzt wegen der Kürze der einzelnen Abhandlungen etwas unglücklich und führen leicht zu Missverständnissen; zudem werden Fragen aufgeworfen, ohne wirklich Antworten oder zumindest Hinweise auf instruktive weiterführende Literatur zu geben. Wenn dem Leser einmal eine handfeste These Schramms begegnet, dann meist stichwortartig. Weitere Erläuterungen, wie der Autor dazu gekommen ist, bleiben oft im Ansatz stecken.

Auch formal hält das Buch einige böse Überraschungen bereit: Neben unzähligen Tipp- und Grammatikfehlern begegnen dem Leser bei manchem Seitenwechsel ganze Satzteile, die sich wiederholen. Ferner scheint nicht nur beim Lektorat, sondern auch am Einband gespart worden zu sein: Schon beim erstmaligen Lesen fällt er auseinander.

Benjamin Städter, Gießen

Matthias Bernstorf: Ernst und Leichtigkeit. Wege zu einer unterhaltsamen Kommunikation des Evangeliums. Erlangen: Christliche Publizistik Verlag 2007 (=Studien zur Christlichen Publizistik, Band 13), 295 Seiten, 20,00 Euro.

Die Dissertation des Oldenburger Pfarrers und Autors kirchlicher Rundfunkbeiträge Matthias Bernstorf besteht aus zwei Hauptteilen: Einer systematischen Erschließung praktisch-theologischer Konzepte

zum Phänomen der Unterhaltung steht im zweiten Teil eine empirische Untersuchung zur Seite, die das Rezeptionsverhalten von Jugendlichen hinsichtlich kirchlicher Hörfunksendungen im Privatrado analysiert.

Den beiden Hauptteilen vorgelagert ist ein „publizistischer, sprachgeschichtlicher und theologischer Zugang“, bei dem vor allem die Erkenntnisse der kommunikationswissenschaftlichen Forschung für das Thema der Arbeit relevant sind. Entgegen einer „ontologischen“ Bestimmung medialer Inhalte oder eines medialen Genres als Unterhaltung muss die Definition von Unterhaltung stets (auch) von der Seite des Rezipienten her bestimmt werden, der vielseitige Gratifikationsziele hegt: zum Beispiel nach Entspannung, Zeitvertreib, aber eben auch nach Information und Nützlichkeit der Unterhaltung.

Die praktisch-theologische Darstellung bewegt sich auf mehreren Diskussionsebenen: Im Kontext der mediengeschichtlichen Entwicklung werden die kirchlichen Reaktionen und die homiletische Praxis bezüglich eines bestimmten Mediums, z. B. dem Radio analysiert. Auf einer zweiten Ebene erörtert der Autor die Positionen jener Theologen, die den Unterhaltungsbegriff seiner Einschätzung nach in das Zentrum ihrer homiletischen Analyse stellen (Albrecht Grözinger, Manfred Josuttis). Unterhaltung als Leitbegriff eines theologischen Gesamtsystems zeichne demgegenüber die exegetische, ethische, anthropologische und kulturhermeneutische Perspektive aus, wie sie z. B. in exegetischer Sicht Harald Schroeter-Wittke an der Figur des Elia einnimmt. Schließlich verwiesen die Arbeiten von Wilhelm Gräb und Hans Martin

Gutmann auf die Unterhaltung als rezeptionsästhetisches, sinn- und religionsstiftendes Phänomen der Mediengesellschaft.

Dem Verfasser ist bewusst, dass sich manche Autoren zu mehreren deraufgeführten Diskussionsebenen zu Wort gemeldet haben; dennoch ist die Kategorisierung hilfreich. Neben den referierten, bekannten Autoren präsentiert Bernstorf auch weniger bekannte Theologen, z. B. die bislang unveröffentlichte Dissertation von Gerd Höft über „Aspekte der Rundfunkhomiletik mit besonderer Berücksichtigung der Morgenandachten“ (2001), die sich auch mit dem jugendlichen Radiohörer kirchlicher Beiträge beschäftigt. Im Widerspruch zur Mehrheit der Einzelergebnisse der Analyse steht jedoch das abschließende Fazit von Bernstorf, dass „Unterhaltung als rezeptionsästhetisches Phänomen in der theologischen Diskussion vorwiegend in ihrer negativen Seite und somit verkürzt reflektiert wird“ (S. 143).

Der stärkere Ertrag der Arbeit liegt in der empirischen Untersuchung des Rezeptionsverhaltens von Jugendlichen hinsichtlich unterhaltender, kirchlicher Hörfunksendungen im privaten Radio-Sender N-JOY. Hier knüpft der Autor an ein Forschungsdesiderat an: Bislang kaum untersucht ist, ob und wie kirchliche Radiosendungen von ihren Adressaten wahrgenommen werden. Entsprechend anerkennend äußert sich Wellenchef Norbert Grundei über die Qualität kirchlicher Beiträge „vor dem Hintergrund, dass dem Rundfunkreferat im Gegensatz zum Sender keine permanente und umfangreiche Rezipientenforschung zur Verfügung steht“ (S. 156).

Neben ausführlichen Interviews mit dem Wellenchef und der für

die kirchlichen Beiträge zuständige Pfarrerin Rosemarie Wagner-Gelhaar dienen fünf ausgewählte Radiobeiträge aus der kirchlichen Sendereihe „Like in Heaven“ sowie Interviews mit zwei Gruppen junger Hörerinnen und Hörer (insgesamt 20 Personen) aus dem kirchlichen und schulischen Bereich als Grundlage der Analyse. Eine breitere Datenbasis wäre hier wünschenswert gewesen. Gleichwohl bietet die Analyse interessante Beobachtungen, zum Beispiel hinsichtlich der guten Resonanz auf thematische Bezüge zur Trauerbewältigung. So bewerten die Jugendlichen die beiden Beiträge, die sich Tod und Trauer widmen, ausgesprochen positiv. Für den Autor widerlegt auch der Inhalt des Beitrages zum Thema Suizid „auf eindrucksvolle Weise das Vorurteil des Oberflächlichen, das kirchlichen Rundfunkbeiträgen für Jugendliche in der praktisch-theologischen Diskussion gegenwärtig angeheftet wird“ (S. 179). Damit könnte auch jene Hypothese falsifiziert werden, wonach Jugendliche kirchliche Beiträge aufgrund ihrer thematischen Ernsthaftigkeit als Störfaktor im vergnüglichen Rahmenprogramm eines Senders empfinden.

Fazit der Analyse der Hörerwünsche: Insgesamt sollen „die Beiträge kurz, in Glaubensfragen informativ, leicht verständlich und mit guter Musik kombiniert sein. Sie sollen ins Nachdenken führen und aktuelle Bezüge zur Lebenswirklichkeit junger Leute herstellen“ (S. 219). Die Kernthese des Autors lautet entsprechend, dass Ernst und Leichtigkeit auch unter dem Unterhaltungsprimat des privaten Rundfunks keine Gegensätze darstellen. Freilich stellt sich die Frage, ob der herangezogene Sen-

der repräsentativ für andere private Rundfunksender steht, da die (Wort-)Beiträge ein relativ starkes Gewicht haben und Schwerpunkt-sendungen zu gesellschaftlich relevanten Themen ausgestrahlt werden. Auch dürfte nicht für jeden Wellenchef gelten, dass sich dieser „als alter katholischer Kirchgänger“ wünscht, „dass Verkündigung manchmal noch mehr Verkündigung wäre“ (S. 157).

Leider orientiert sich die Sprache des Autors vor allem im ersten Hauptteil nicht immer an der Maxime der (auch wissenschaftlich durchaus möglichen) unterhaltsamen Verständlichkeit. Zudem hätte der Verweis auf weiterführende Literatur in den Fußnoten stärker systematisiert werden können, zum Beispiel in einer Art Forschungsüberblick. Insgesamt handelt es sich um eine Arbeit, die einen guten Ausgangspunkt für weitere Rezeptionsforschung kirchlicher Radio-Sendungen bietet, um damit zugleich dem Wunsch des Autors zu entsprechen, „Wege zu einer theologischen Qualifizierung des Unterhaltungsbegriffs (zu) eröffnen“.

Daniel Meier, Erlangen

Michael Meyen/Maria Löblich (Hg.): „Ich habe dieses Fach erfunden.“ Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschsprachigen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Herbert von Halem Verlag 2007 (=Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft, Band 4), 472 Seiten, 32,00 Euro.

Lust auf eine Teestunde bei Niklas Luhmann wie Klaus Merten? Wollten sie auch zu den Wiener Sängerknaben wie Wolfgang R. Langenbucher, oder hatten sie schon

eine Gesangsausbildung wie Ulrich Saxer? In ihrer Studie zu den Anfängen der Identität des Faches Kommunikationswissenschaft porträtieren die Autoren Michael Meyen und Maria Löblich die so genannte Generation der „Jungtürken“ (in Anlehnung an die Reformer des Osmanischen Reichs), geboren zwischen 1930 und 1940, in 19 biografischen Interviews. Es sind eben diese Wissenschaftler, die sich in den sechziger Jahren in der DGPUZ (der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und – bis 1972 – Zeitungswissenschaft) mit dem schlechten Image des Faches auseinandersetzten, die Neuorientierung zur heutigen sozialwissenschaftlich geprägten, empirischen Kommunikationswissenschaft einleiteten, das Fach über den Objektbereich der öffentlichen Kommunikation abgrenzten und damit in dem Sinne definierten, wie es sich heute mehrheitlich versteht.

Die Herausgeber stellen in einem einleitenden Kapitel den geschichtlichen Zugang und damit die wichtigsten Entwicklungsstränge der heutigen Kommunikationswissenschaft sowie ihr Forschungsprojekt vor, gefolgt von den Interviews, denen jeweils eine kurze stichpunktartige Biografie vorangestellt ist.

In den sechziger Jahren standen die Jungtürken vor Problemen, mit denen Studierende und insbesondere Jungwissenschaftler auch heute konfrontiert sind: Fragen der Ausstattung mit Professuren und Mittelbaustellen bei – damals zunehmendem, heute explodierendem – Studentenandrang, Fragen der Zulassung (Walter J. Schütz: „Berlin war immer mein Traum, war aber zulassungsbeschränkt. Also bin ich nach München gegangen“, S. 35) und

die Überlegung, welche Wege in den Journalismus und welche in die Wissenschaft führen (Walter J. Schütz: „Ich hatte das Hiwi-Gehalt als Publizistik-Redakteur aus Drittmitteln, und ich habe in einer Werbeagentur dazu verdient. Ich konnte mir einen Motorroller leisten“, S. 43). So wollte der Großteil der Befragten – neben den bereits erwähnten kommen in dem Buch u. a. Michael Schmolke, Ursula E. Koch, Hans Wagner, Barbara Baerns, Jan Tonnemacher, Hans Bohrmann und Heinz-Werner Stüber zu Wort – eigentlich Journalist/in oder Lehrer/in werden (Wolfgang R. Langenbucher: „Ich habe mir immer vorgestellt, Chefredakteur einer Tageszeitung zu werden“, S. 8).

Das Fach Publizistik war nach 1945 keine Wissenschaft, galt als „verstaubt“, wies keine „akzeptable ‚scientific community‘ [...] und keine wissenschaftsfähigen Theoriebestände“ auf (Rühl, S. 80); es handelte sich hauptsächlich um eine „anekdoten- und epischenreiche Zeitungswissenschaft“ (Rühl, S. 81). Die von den Herausgebern interviewten Wissenschaftler beschreiben die Publizistik rückblickend als drittklassiges Fach. Spannender waren die jeweils studierten Nebenfächer, bei denen sich die meisten für die Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften entschieden. Hier stießen die Jungtürken auf die empirische Sozialforschung.

An mehreren Instituten u. a. in der Schweiz begann eine entsprechende Neuorientierung. Ulrich Saxer weist darauf hin, dass er ein Professor sei, „der nie eine Vorlesung in seinem Fach gehört hat“. Mit seiner Aussage, er „habe dieses Fach sozusagen erfunden“ (S. 62), verhalf er dem hier besprochenen Buch zu seinem Titel. Saxer hat sich

so, in Abgrenzung unter anderem von der historisch-hermeneutisch arbeitenden ‚Münchener Schule‘, eine „eigene Publizistikwissenschaft zusammengeschustert“ (S. 62). Die „Sozialwissenschaftliche Wende“ (S. 10) im deutschsprachigen Raum wurde inspiriert durch die Forschungen in den USA; im Mittelpunkt standen Kommunikator- und Leserforschung. Ein zentraler Faktor zur Etablierung der sozialwissenschaftlich geprägten Kommunikationswissenschaft war die Übernahme von Auftragsforschung. Ein besonderer Einfluss auf die weiteren Entwicklungen in den siebziger und achtziger Jahren wird von den Befragten dem Erfolg des Instituts in Mainz mit seiner Gründerin Elisabeth Noelle-Neumann zugesprochen.

Das Buch ist eine gelungene Zusammenstellung von Biografien als Wissenschaftshistoriografie. Die damals wie heute bestehende (Ent-)Grenz(ungs)problematik der Kommunikations- als „Integrationswissenschaft“ wird in den einleitenden Worten nicht deutlich genug herausgearbeitet. In Anbetracht des Umfangs der Interviews wäre eine entsprechende (schematische) Übersicht bzw. Datensammlung hinsichtlich der Institute im deutschsprachigen Raum, der unterschiedlichen Forschungsschwerpunkte, Professuren etc. wünschenswert gewesen. Um dem selbst gewählten Anspruch gerecht zu werden, eine „Quelle für Fachhistoriker von morgen“ (S. 14) zu sein, also die Interviews als „historisches Material“ (vgl. S. 19) anzubieten, hätten in der Einleitung Hinweise auf die einzelnen Einfluss-Quellen in den USA ermöglicht, die Spuren der befragten Wissenschaftler noch besser verfolgen zu können.

Das Ziel der Herausgeber, das Bewusstsein für die Wurzeln der Kommunikationswissenschaft zu schärfen, haben sie erreicht; insbesondere da dem fach- und theoriegeschichtlich Interessierten beim Lesen des Buches deutlich wird, dass die „Probleme“ die zur Entwicklung der heutigen Kommunikationswissenschaft (als Dachbegriff) geführt haben, den heute debattierten stark ähneln. Auch derzeit sieht sich das Fach konfrontiert mit Fragen der Grenzziehung, insbesondere bzgl. den Forschungsfeldern interpersonale oder Organisationskommunikation, manifestiert

an der Vielfalt der Institutsbezeichnungen.

Anglizismen, die im Rahmen von Bachelor- und Masterprogrammen eingeführt werden, sind aktuelle Versuche, diesem Dilemma aus dem Weg zu gehen. So bedauert auch Walter J. Schütz in seinem Interview, „dass man ohne Not die Bezeichnung ‚Publizistik‘ für den Allerweltsbegriff ‚Kommunikation‘ aufgegeben hat“ und wundert sich, „dass noch keiner verlangt hat, aus der DGPK das ‚P‘ zu entfernen“ (S. 53) – ein wichtiger Denkanstoß.

Franziska Weder, Klagenfurt